»SENZA CASA«

Autobiographische Skizzen, Notate und Tagebucheintragungen

Ingeborg Bachmann

– Werke –

PIPER

Suhrkamp

Ingeborg Bachmann

»Senza casa«

Ingeborg Bachmann
Werke und Briefe

Salzburger Bachmann Edition

Herausgegeben von
Irene Fußl und Uta Degner

Unter Mitarbeit von Silvia Bengesser

Ein Editionsprojekt am Literaturarchiv Salzburg
Mit Unterstützung des Literaturarchivs
der Österreichischen Nationalbibliothek

Ingeborg Bachmann
»Senza casa«

Autobiographische Skizzen, Notate
und Tagebucheintragungen

Herausgegeben von
Isolde Schiffermüller, Gabriella Pelloni
und Silvia Bengesser

Unter Mitarbeit von Michael Hansel

Mit einem Vorwort von
Hans Höller

Piper Suhrkamp

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

Diese Ausgabe wird von der Republik Österreich,
Bundeskanzleramt gefördert.

Erste Auflage 2024
Originalausgabe
© Piper Verlag München, Berlin, Zürich
und Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Brian Barth
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43157-3

www.suhrkamp.de

»SENZA CASA«

Hans Höller

Vorwort

Der Titel »*Senza casa*«, den die Herausgeberinnen für den Band *Autobiographische Skizzen, Notate und Tagebucheintragungen* gewählt haben, nennt ein Motiv, das meist unausgesprochen in den hier vorgelegten autobiographischen Aufzeichnungen Ingeborg Bachmanns eine Rolle spielt. Kein Haus haben, ohne feste Bleibe sein, ohne sicheren Ort, das ist das zentrale Motiv in *Undine geht*, einer ihrer berühmtesten Erzählungen. Undine, die aus dem Wasser kommt und bei den Menschen keine Bleibe findet, verkörpert für die Schriftstellerin die soziale Realität einer auf sich allein gestellten Frau, wie sie es selbst in der Zeit nach 1945 erleben musste. »Ortlosigkeit« hat sie als habituelles persönliches Leiden empfunden, aber sie erkannte darin auch die utopische Möglichkeit, von diesem Nicht-Ort aus in der Phantasie ein Land ihrer Wahl zu erschaffen. Viele der in diesem Band versammelten autobiographischen Texte enthalten die Wendung, die ins Offene führt, und oft verbindet sich dieses Hinauswollen und Hinausdenken mit dem Gedanken an das Schreiben und die Literatur.

»Herumzigeunern«, »Zettelwirtschaft«, »Papierfetzen«

Das Motiv von »Senza casa« hat letztlich auch mit dem zu tun, was Bachmann »Herumzigeunern« oder »Hotelexistenz« nannte. Dazu gehört die »Zettelwirtschaft«, die schon von ihren Mitschülerinnen registriert wurde. Malina, die Autorinstanz in Bachmanns gleichnamigem Roman (1971), fordert das weibliche Ich auf, bei ihr »unbedingt einmal auf[zu]räu-

men«: »in diesen ganzen staubigen verbleichten Blättern und Papierfetzen, darin wird sich eines Tages kein Mensch auskennen« (Malina, TA 3.1, S. 632) – mit den Worten der Bandherausgeberinnen: Es »liegt kein geschlossenes, für eine Veröffentlichung autorisiertes Konvolut vor«. Deshalb kommt der editorischen Arbeit am vorliegenden Band eine besondere Bedeutung zu: »*Senza casa*« verdankt sich als Buch den Editorinnen, die ihre Entscheidungen im Kapitel Zur Edition transparent gemacht haben.

»Übergängigkeit von Leben und Literatur«

Das kaum lesbare ›Neapolitanische Tagebuch‹ in einen lesbaren Text übertragen zu haben, ist eine Meisterleistung vor allem der Bandherausgeberinnen Silvia Bengesser (Literaturarchiv Salzburg), Isolde Schiffermüller und Gabriella Pelloni (Universität Verona), die bereits bei der Edition von *»Male oscuro«. Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit* (2017) zusammengearbeitet haben.
Das ›Neapolitanische Tagebuch‹ kann man als das Zentrum der autobiographischen Schriften ansehen. Es stellt eine der rückhaltlosesten Aufzeichnungen im gesamten Bachmann-Nachlass dar. Hier kommen die inneren Konflikte, die tiefgreifende Zerrissenheit und das stets gefährdete Ich der Autorin ungeschützt zum Ausdruck. Das Tagebuch entstand von Februar bis September 1956, überwiegend in der Zeit des Zusammenwohnens mit Hans Werner Henze in seiner großen Wohnung in Neapel. In diesem Tagebuch zeigt sich, dass Bachmann ihre Liebe zu Henze, wenn auch aus anderen Gründen, als ebenso tragisch empfand wie die zu Paul Celan: »So vergeblich zu lieben ist wie zum Tod verurteilt sein, jeden Tag aufs Neue, und nicht zu sterben« ([H4, 53], S. 87).

Man findet in diesem Tagebuch aber auch besonders schöne Stellen zur Bedeutung und Wirkung der Kunst und zum konkreten biographischen Zusammenhang, in dem ein Werk in der Phantasie Gestalt anzunehmen beginnt: »Beim Anhören der Jupiter-Sinfonie die Idee von dem letzten Gedicht für die Canti napoletani: ein Lauf von den Hügeln herunter, über alle Hürden und Terrassen der Stadt, vorbei an allen, die den Laufenden aufhalten wollen. Bis zum Meer. Von großer Seligkeit.« Sie bemerkt beim »Schreiben der C. N.«, dass ihr »Tränen runterlaufen«, und sie, in deren Aufzeichnungen die Klagen keine Seltenheit sind, fügt hinzu: »Wenn man schon zu klagen hat, (und es gibt garnicht so viel zu klagen) muß man wissen, warum.« ([H4, 2 f.], S. 70) Die letzten beiden Absätze in dieser Eintragung vom »14. Feber 1956« enthalten dann, nur scheinbar kontrovers zum Vorangehenden, ein Bekenntnis zum Klassischen, das Abstand zum eigenen Unglück herstellt: »Kein Interesse mehr, anderes als die Klassiker zu studieren. Das einzig Nützliche: im Abstand etwas und in der Bewunderung zu erkennen.« ([H4, 4], S. 71)

Die schroffen Gegensätze und die starke innere Bewegtheit, der immer wieder artikulierte Wunsch, sich aus dem Elend zu erheben, und zugleich die Beschreibung der konkreten, geradezu physischen Gewalt des beschriebenen Unglücks, darin besteht die große emotionale Wirkung der autobiographischen Aufzeichnungen. Den Grund für diese Intensität sehen die Herausgeberinnen vor allem darin, dass hier ein autobiographisches Ich spricht, das keiner übergeordneten Instanz unterworfen ist, keiner Erzählkonstruktion und keiner erzählerischen Fiktion. Die »Übergängigkeit von Leben und Literatur«, heißt es im Kommentar, betreffe nicht nur die Werke, sondern sie übertrage sich auch auf den Rezeptionsprozess

und sie kann daher »als grundlegendes Konzept und Schlüsselbegriff der vorliegenden Edition« gelten.

»die Antwort, manchmal auf Umwegen, in der großen vergessenen Sprache«

Herauszukommen aus der belastenden Vergangenheit und der »Müdigkeit von Jahren dahinter«, dieser Wunsch ist in Bachmanns Erforschung der Grundlagen ihrer eigenen dichterischen Kreativität seit Anfang der 1950er Jahre enthalten. Man findet ihn bereits in einem autobiographischen Notat Ende 1952, in der Begründung des eigenen Schreibens im Widerstand gegen das bedrückende Schweigen nach Krieg und NS-Herrschaft. »Der Versuch, sich auszudrücken, zu spüren, die Schatten zu teilen«, liest man in dem Notat, das in die Zeit unmittelbar nach der Rückkehr von ihrem einmonatigen Ischia-Aufenthalt fallen dürfte. Schreiben sei ein »Versuch«, sich selbst zu spüren und einen Spalt in die dunkle Wand zu treiben, der sie sich gegenübersieht: »Ein sehr dunkles Dickicht, an dem jedes Messer zerbricht. [...] Die Worte stellen sich nicht ein. Aber die Antwort, manchmal auf Umwegen, in der großen vergessenen Sprache« (N3643, S. 46). Ihr verdankt sich auch in einer frühen Aufzeichnung die Verwandlung des Kärntner Kindheitssees in eine klassische Landschaft: »ich erinnerte wieder Landschaften und Kräfte, die alten Götter im Schilf von Pressegg und die arkadischen Wiesen und Felder von damals« (N2421, S. 43).
Die lebendige Vielfalt der autobiographischen Aufzeichnungen liegt auch in der Erzählung der vielen Ausflüge oder ihrer immer aufs Neue fortgesetzten Erkundungen Roms. Die Reisen, die Sehnsucht nach Griechenland, die Freundschaf-

ten und Liebschaften, die Freude an schönen Wohnungen, an Kunstwerken und Kleidern, an der Musik und nicht zuletzt an der Sprache und an den verschiedenen Kulturen zeigen eine seltene Vielfalt heiterer Welterfahrung.

Aber in den letzten zehn Jahren ihres Lebens werden die gesundheitlichen Zusammenbrüche, die es schon immer gegeben hat, massiver, und es wird die Auseinandersetzung mit ihrer Krankheit bestimmend, einer schweren Suchterkrankung aufgrund der weit zurückreichenden Einnahme von Psychopharmaka, von der sie nicht mehr loskam. Was ihr wichtig blieb: kein Opfer zu sein. Das letzte im Band edierte Notat zieht in diesem Sinn ein nüchternes Resümee: »ich kann sehr gut allein leben, für mich ist das Kapitel abgeschlossen, ich habe zwei Männer, die mich mehr oder weniger lieben […] und hätte mit Henze leben können, aber das ist auch nicht mehr wichtig.« Sie sei »nicht die Frau, die sich als Opfer anbietet. // Ich will kein Opfer sein, und ich halte ein Opfer sein für eine schreckliche Sache. // Wenn ein Mann nicht weiß, was er will, dann soll er es bleiben lassen.« (N4668a, S. 139)

»SENZA CASA«

AUTOBIOGRAPHISCHE SKIZZEN

Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. Und das Haus, in dem seit Generationen meine Vorfahren wohnten – Österreicher und Windische – trägt noch heute einen fremdklingenden Namen. So ist nahe der Grenze noch einmal die Grenze: die Grenze der Sprache – und ich war hüben und drüben zu Hause, mit den Geschichten von guten und bösen Geistern zweier und dreier Länder; denn über den Bergen, eine Wegstunde weit, liegt schon Italien.

Ich glaube, daß die Enge dieses Tals und das Bewußtsein der Grenze mir das Fernweh eingetragen haben. Als der Krieg zu Ende war, ging ich fort und kam voll Ungeduld und Erwartung nach Wien, das unerreichbar in meiner Vorstellung gewesen war. Es wurde wieder eine Heimat an der Grenze, zwischen Ost und West, zwischen einer großen Vergangenheit und einer dunklen Zukunft. Und wenn ich später auch nach Paris und London, nach Deutschland und Italien gekommen bin, so besagt das wenig, denn in meiner Erinnerung wird der Weg aus dem Tal nach Wien immer der längste bleiben.

Manchmal werde ich gefragt, wie ich, auf dem Land großgeworden, zur Literatur gefunden hätte. – Genau weiß ich es nicht zu sagen; ich weiß nur, daß ich in einem Alter, in dem man Grimms Märchen liest, zu schreiben anfing, daß ich gern am Bahndamm lag und meine Gedanken auf Reisen schickte, in fremde Städte und Länder und an das unbekannte Meer, das irgendwo mit dem Himmel den Erdkreis schließt. Immer waren es Meere, Sand und Schiffe, von de-

1 *Ingeborg Bachmann*] KS: Biographisches

nen ich träumte, aber dann kam der Krieg und schob vor die traumverhangene, phantastische Welt die wirkliche, in der man nicht zu träumen, sondern sich zu entscheiden hat.

Später ist vieles so gekommen, wie man es kaum zu wün-
[N841] schen wagt: \ Universitätsstudium, Reisen, Mitarbeit an Zeitschriften und Zeitungen und später die ständige Arbeit im Rundfunk. Das sind alltägliche Stationen eines Lebens, die austauschbar und verwechselbar sind; das Leben selbst beruft sich nicht auf das Mitteilbare.

Es bleibt noch die Frage nach Einflüssen und Vorbildern, nach dem literarischen Klima, dem man sich zugehörig fühlt. – Ich habe einige Jahre hindurch viel gelesen, von den neueren Dichtern vielleicht am liebsten Gide, Valéry, Eluard und Yeats, und es mag sein, daß ich von ihnen manches gelernt habe. Im Grunde aber beherrscht mich noch immer die mythenreiche Vorstellungswelt meiner Heimat, die ein Stück wenig realisiertes Österreich ist, eine Welt, in der viele Sprachen gesprochen werden und viele Grenzen verlaufen.

Gedichte zu schreiben, scheint mir das Schwerste zu sein, weil hier die Probleme des Formalen, des Themas und des Vokabulars in einem gelöst werden müssen, weil sie dem Rhythmus der Zeit gehorchen und dennoch die Fülle der alten und neuen Dinge auf unser Herz hinordnen sollen, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beschlossen sind.

Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden Österreichs, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. Und das Haus, in dem meine Vorfahren wohnten, trägt noch heute einen fremdklingenden Namen. So fand ich, nah der Grenze, noch eine Grenze vor: die Grenze der Sprache – und ich war hüben und drüben zuhause, mit den Geschichten von guten und bösen Geistern zweier und dreier Länder; denn über den Bergen, ein paar Wegstunden weit, liegt schon Italien.

Ich glaube, daß die Enge des Tals und das Bewußtsein der Grenzen mir Fernweh eingetragen hat. Als der Krieg zu Ende war, ging ich fort und kam voll Erwartung nach Wien, das unerreichbar in meiner Vorstellung gewesen war. Es wurde wieder eine Heimat an der Grenze, zwischen Ost und West, zwischen einer großen Vergangenheit und einer Zukunft, für die neue Ordnungen zu schaffen sind. Später kam ich durch ein gutes Stück Europa auf der Suche nach Orten, mit denen ich mich, im Geheimen, schon lang im Einklang stehen fühlte, und schließlich nach Rom, das mich, wie so viele Fremde, fraglos aufgenommen hat. Aber es gibt da ein Wort Winckelmanns, das nicht leicht eingeht: »Auch ich bin in Rom geläutert und geprüft worden«. Eines Tags wird man es begreifen und seine Rechnung mit der Stadt beglichen wissen.

Weil das Leben selbst sich nicht auf das Mitteilbare beruft, erscheinen seine Stationen alltäglich, austauschbar und verwechselbar: das Universitätsstudium in Wien, die Arbeit,

1 Ingeborg Bachmann] KS: Biographisches, Neuansatz
28-29 verwechselbar:] KS: verwechselbar,